Hrsg. Ullrich Junker

Bolkenhain

Von Fedor Sommer

© im Mai 2021
Ullrich Junker
Mörikestr. 16
D 88285 Bodnegg

Schlesische Monatshefte

Nr. 3 | Breslau, September 1924 | 1. Jahrg.

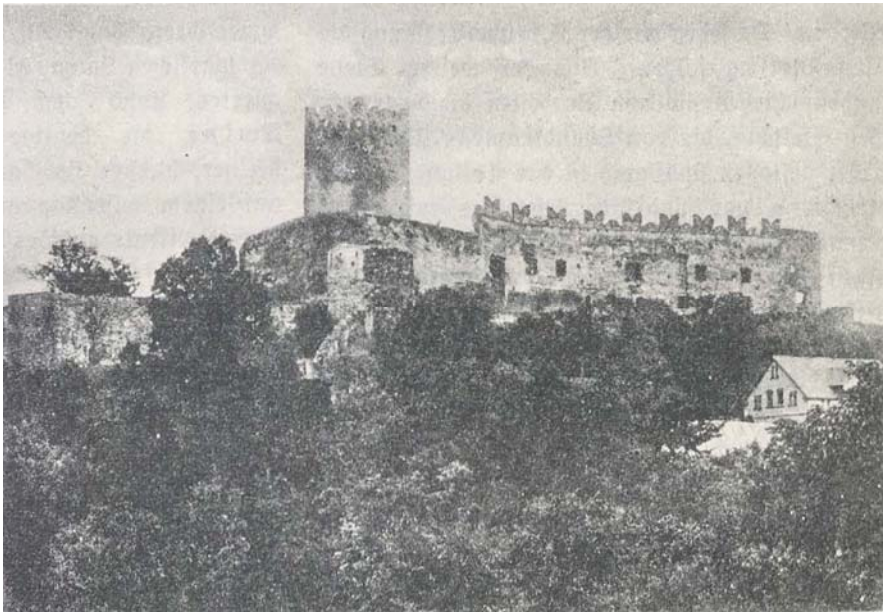
Bolkenhain

Von Fedor Sommer

Bolkenhain!

Eine Fülle romantischen Reizes knüpft sie an diesen Namen, und es gibt in ganz Schlesien wenig Orte, um die her und in denen sich Natur, Geschichte und Architektonik zu einer unvergeßlichen Gesamtwirkung so die Hände reichen wie hier.

Wer sich auf der Bahnlinie Striegau–Merzdorf von der schlesischen Ebene her dem Städtchen nähert, gerät kurz vor der Einfahrt in den Ort wohl in berechtigtes Entzücken über den ersten Anblick dieses „schlesischen Rotenburg“. Trutzigromantisch erhebt sich inmitten des Landschaftsbildes, das fünf- bis sechshundert Meter hohe Berge umrahmen, die Bolkoburg auf ihrem Grünschieferfelsen. Die Häuser des Städtchens aber erscheinen wahllos ausgestreut über den Hang des Burgberges und die schmale Fläche um seinen Fuß her.



Die Bolkoburg

Auf einen Augenblick lenkt von diesem farben- und formenreichen Bilde wohl der Anblick der Schweinhausburg ab, die man durchs Coupéfenster nach rechts hinaus auf ihrem steilen Porphyrkap thronend erblickt. Durch die Gestalt ihres Palas unterscheidet sie sich auffällig von allen andern schlesischen Burgen, auh für den ungeschulten Beobachter: wie ein riesiger Scheunenbau überragt er die malerischen Trümmer um sich her.

Es lockt mich, mir einmal rückschauend grübelnd zu vergegenwärtigen, wie dieses schöne, idyllische Fleckchen Erde zu seinen mannigfachen Reizen gekommen ist.

In die älteste Phase seiner Entstehung kann sich nur die Phantasie hineintasten; denn so eingehend au die geologische Wissenschaft die Erdrinde im Bolkenhainer Ländchen durchforscht hat, steht der Gang seiner erdgeschichtlichen Entwicklung im Einzelnen noch keineswegs fest. Aber der von der Wissenschaft beflügelten Phantasie gelingt es wohl, sich ein Bild von ihr zu machen. Sie sieht unter dem Spiegel des devonischen Urmeeres den runden Dom der heutigen Hohendorfer Tonschieferberge sich aufwölben und dann aus dem zerklüfteten Grunde dieses Meeres Riesenmassen des feurigflüssigen Erdinnern hervorbrechen und in der Form einer gewaltigen, viele Quadratkilometer großen Tafel zu dem grünen Diabasgestein erstarren, aus dem später gewaltiger Bergdruck die Grünschieferberge unseres Ländchens formte. Und eben dieselbe Phantasie erschaut, wie in Zeiten, die Jahrmillionen später liegen, an der Stelle, wo heut der trußige Palas der Schweinhausburg aufragt, die Erdkruste aufs Neue barst und das rot- und weißglühende Magma des tiefen Erdenschoßes in gewaltigen Vulkanen emporbrach. Aber auch die kühnste Phantasie reiht nicht aus, sich die feuerdurchzuckte Nacht mit dem glühenden Aschenregen und den zischenden Schlammströmen auszumalen, die sich damals über die alten Schiefer- und Diabasgebiete ergossen, ein kleines Gebirge aufschüttend, das heut in Gestalt der Porphyrkuppen zwischen Schweinhaus, Wolmsdorf und Blumenau der Landschaft besonderen Formenreiz verleiht.

Wieder überspringt unser Grübeln Jahrmillionen. Da sehen wir der Glutüberströmung die Kälteerstarrung folgen. Aus der weiten Ebene draußen schieben sich von Nordosten

die unermeßlichen Gletscher, die von Skandinaviens Alpen bis hierher geflossen sind, auch in das Talland unserer Betrachtung vor und überziehen es mit einer schimmernden Eiskruste, aus der nur die höchsten Spitzen der Ton- und Grünschieferberge gleich Inseln herausragen. Gewaltige Lehmmassen, die diese Gletscher als Moränen mit sich führten und zurückschmelzend zurückließen, haben dem Ackerboden zwischen den Bergen seine Fruchtbarkeit gegeben, aber auch die Bewässerungsverhältnisse des Tals erheblich geändert. So bietet sich dem rückschauenden Sinnen das Bild, wie einmal ein paar hundert Jahre lang und vielleiht auch länger noch die Nordseite des Bolkoburgfelsens von einem schmalen, fjordartigen See umspült wurde, der dann zum heutigen Lauf der Wütenden Neiße zusammenschrumpfte, die vorher ihren Weg südlich der heutigen Stadt nah der Ebene hin suchte.

Mit eben diesem Flußlaufe hängen nun wichtige geschichtliche Umstände des Bolkenhainer Ländchens zusammen: er wies der ältesten Straße von der Ebene her ins Gebirge hinein den natürlichen Verlauf. Und so bedarf es auch nicht allzuviel Nachdenkens darüber, weshalb denn eigentlich hier so nahe beieinander zwei so gewaltige Burgenbauten entstanden, denen sich wenige Kilometer weiter abwärts am Neißelauf die Burg Kauder und einige Kilometer weiter gebirgswärts der Nimmersath als vierte Ruine dieses Burgenländchens gesellt: sie alle waren einstmals Hüterinnen jenes uralten Straßenzuges, der von der Oderebene her dem Gebirge zustrebt, Hüterinnen dieser Straße oder auch ihre Bedroherinnen und Geißeln, je nach den Zeitläuften.

Oberlauben mit Bolkoburg

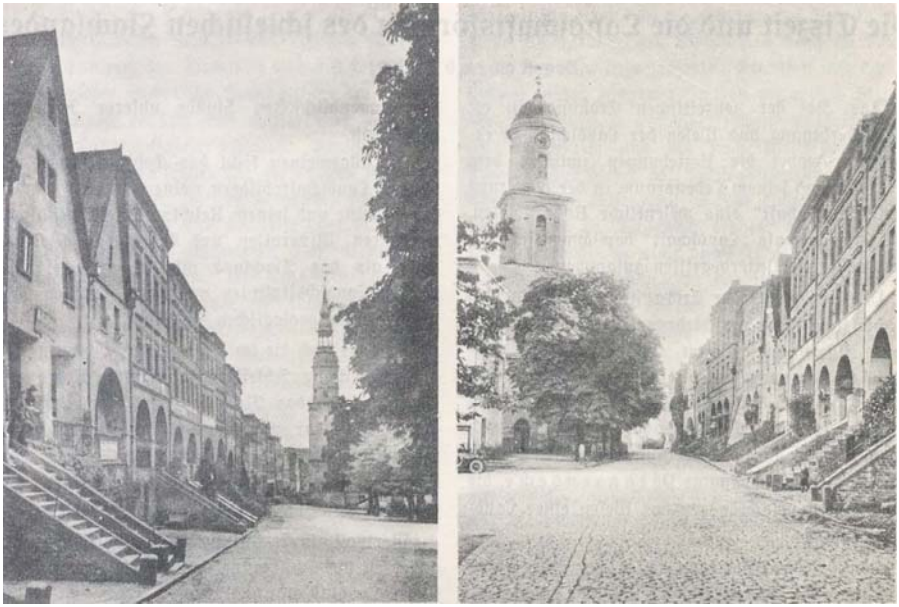
Versetzen wir uns in Gedanken nun in die Zeit kurz vor der Entstehung dieser Straßenburgen, so etwa um das Jahr 1000 der christlichen Zeitrechnung, dann finden wir das Bolkenhainer Ländchen am Westsaum der Prseka liegen, jenes riesigen, zwölf Weilen breiten Grenzwaldes, der sich von der Grafschaft Glatz an bis zum Queis als undurchdringliches Urwaldgehege zwischen Böhmen und Schlesien entlang zog, von den Herrschern beider Länder sorglich gehütet als wirksamer Grenzschuß. Am schlesischen Ausgange eines der spärlichen Saumpfade, die diesen Urwald durchquerten, stand schon um 1138 die Kastellanei Swini, die heutige Schweinhausburg. Als Kleiner, starker Holzbau erhob sich dieses Kastell auf seinem Felsenkap an der Grenze der einsamsten Urwaldwildnis und des angebauten Landes,

in das bald darauf deutsche Ansiedler aus Schwaben und Franken in breitem Strome fluteten, von dem weitblickenden Fürstengeschlechte der Piasten herbeigerufen, um die wirtschaftlich unergiebige slawische Bevölkerung zu verdrängen.

Und ein Piastenfürst, Boleslaw II., war‘s auch, der hundert Jahre später die Bolkoburg erbaute, deren erste Erwähnung ins Jahr 1276 fällt. Boleslaw zog den wahrscheinlich schon bestehenden Ort Hain in die Umfriedigungsmauern der Burg mit hinein. Sein Nachfolger Bolko I., einer der tatkräftigsten Fürsten aus dem Hause der Piasten, erweiterte die Burg, die erst nach seinem Tode und ihm zu Ehren „Bolkoburg“ genannt wurde. Das Städten aber hieß seitdem Bolkenhain.

Das ist so ziemlich alles, was wir sicher über die Begründung von Stadt und Burg wissen, denn was der ehrsame Bolkenhainer Ratsherr und Geschichtsschreiber Steige aus weiter zurückliegenden Zeiten zu erzählen weiß, ist alles kühn ersonnene Sage: vom alten Germanenfürsten Bolko, nach dem die Stadt schon früher einmal Bolkenhain geheißen hätte, von der Anwesenheit Rolands in dieser Gegend und von der durch ihn vollzogenen Bekehrung ihrer Bewohner zum Christentum und ihrer Taufe auf der heutigen „Wilhelmshöhe“, die deshalb Jahrhunderte lang „Knieberg“ genannt worden sei.

So reizvoll es auch wäre, hier das Geschick der Bolkoburg durch den Lauf der Zeiten zu verfolgen, muß ich mich doch begnügen, auf ein paar besonders eindrucksvolle Szenen einen Blick zu werfen.



Lauben mit Rathausturm und Kirchturm

So auf jenen Tag in der Zeit der Hussitenkriege (1428), den uns der zeitgenössische Chronist Meister Martin von Bolkenhain so treuherzig geschildert hat, jener Tag, da die Taboriten die Burg berannten. Wie sie mit eigenartig konstruierten Leitern versuchten, die Ringmauer der Burg zu überklettern, und wie ihnen das mit der schlechter bewahrten des Städtchens gelang, das infolgedessen in Flammen aufging, das bitte ich in meinen „Hussitenjahren“ nachzulesen, die ich auf der Grundlage der Aufzeichnungen Meister Martins verfaßte.

Zweihundert Jahre später sehen wir im 30 jährigen Kriege das feste Haus von den Schweden umringt. Die Spu-

ren der hunderte von Kugeln, die sie gegen seine meterdicken Mauern verschossen, klaffen noch heut in dem Bergfried, der nun schon so vielen Jahrhunderten Trotz bietet. Schier unzerstörbar, während die übrigen Gebäude der Burg allmählich durch Brände und andere Unfälle in Trümmer sanken. Als die Burg zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus dem Besitz des Klosters Grüssau durch Säkularisierung in den des Staates überging, bot nur noch das Frauenhaus einigen Chorherren eine dürftige Unterkunft.

Wir können von ihrem hohen Turme aus die Burg in ihrer weitschichtigen Anlage bequem überschauen, können hinabsehen auf ihre mauerumringten Höfe und auf den baumbeschatteten Turnierplatz und hinein in die ehemalige Burgkapelle, in die Wohnräume und den Palas. Wir sehen da auch, wie sich die Umfassungsmauern des alten Städtchens von der Burg aus gleich schirmenden Armen rund um die enggedrängten Häuser schlangen, durch feste, runde Warttürme in viele Abschnitte gegliedert. Wir erfreuen uns von unserer luftigen Warte aus der malerischen Achsenstellung der alten Laubenhäuser am Ringe, in dessen Geviert wir gerade hineinschauen können. Manches Doppeldachhaus mit schwarzweißem Fachwerkgiebel ist darunter. Immer wieder aber kehrt der bewundernde Blick zu der schön umrissenen Kuppelhaube des Turms der katholischen Kirche zurück, die die alten Häuser um sich sammelt, wie eine Glucke ihre Küken. Aber wir ärgern uns wohl auch über das, was an diesem reizvollen Stadtbilde spätere Zeiten durch Verschandelung verbrochen haben, so über die brutal wirkenden Steinkästen an der Südseite des Ringes. Zum Glück

haben die neuen Bauten des Kreiskrankenhauses und des Kreishauses (Landratsamt) außerhalb des alten Stadtbereiches in dieser Beziehung manches wieder gut gemacht. – Jeder Verschandelung aber siegreich Trotz bietend, bleibt das Landschaftsbild, das wir von dem hohen Bergfried aus die alte Stadt umrahmen sehen. Es macht uns nur Freude.

In zwei konzentrischen Kreisen umzirken die Berge das Städtchen. Malerisch sind in den Talzwischenräumen die Häuser der Ortschaften ausgestreut, im inneren Kreise enger beieinander, im äußeren von weiten Acker- und Wiesengründen umgeben und vor dem Hintergrunde grüner Bergwälder gelagert. Lang und stattlich strecken sich die Dörfer an der Wütenden Neiße und ihren Nebenflüssen in die Schluchten der Berge hinein. Es sind sämtlich Kolonistendörfer, und unwillkürlich vergegenwärtigen wir uns, wie um das Jahr 1300 die deutschen Ansiedler aus der Ebene gegen den Urwald der Prseka heranrückten, ihn in harter Rodearbeit immer weiter gegen das Hochgebirge einschränkend. Auch die Hänge der ansehnlichen Umwallungsberge hat die rodende Axt nicht verschont, so daß der, der von unserer hohen Warte aus am auffälligsten erscheint, den Namen „Großer Hau“ erhalten hat.

Wieviel Kulturgut uns in diesen Kolonistendörfern aus alter Zeit noch erhalten blieb, ahnt der gedankenlose Durchstreifer dieser Gegend gar nicht. Zwar fällt wohl jedem, der von dem Turme der Burg hinunter in die Tiefe des Neißetales blickt, der harmonische Barockbau des Wohnhauses der staatlichen Domäne Klein-Waltersdorf auf. Aber schon über die reizvollen Grabdenkmäler auf dem stimmungsvollen

Friedhofe an der Schweinhausburg sieht mancher hinweg. Und nur wenige ahnen und wissen, welche Schätze einer Kunst höchst naiven Reizes manche von den unscheinbaren Dorfkirchen birgt, die wir auf unserm Ausguck erspähen. So sollte keiner, der diese Gegend durchstreift, versäumen, sich die alte katholische Kirche in Ober-Baumgarten öffnen zu lassen: die schönen Epitaphien im Schiff der Kirche, vor allem aber die etwa 20 senkrecht aufgestellten Grabtafeln mit Reliefbildnissen von Mitgliedern der Familie von Tschirnhaus in der Krypta hinter dem Hochaltar überraschen aufs höchste durch ihren Kunstwert.

Mancherlei Wertvolles vom Kulturgut des Burgenländchens, das sonst rettungslos verloren gegangen wäre, wird nun der Nachwelt aufbewahrt in dem Heimatmuseum, das seit 1923 eine geeignete Unterkunft im Frauenhause der Burg gefunden hat. Dieses Frauenhaus, bis 1810 der Wohnraum der oben schon erwähnten Grüssauer Chorherren, war ebenfalls dem Verfall nahe, wurde aber mit Unterstützung der Regierung durch den „Bolkenhainer Heimatverein“ ausgebaut, und birgt nun im Erdgeschoß eine Jugendherberge und in den beiden Obergeschossen das Heimatmuseum.

Nur schwer trennen wir uns von unserm luftigen Ausguck und schlendern nun in das alte Städtchen hinunter, vorbei an einem Barockkapellchen, das im Schatten uralter, schon stark verwitterter Linden unmittelbar vor dem Tor der Vorburg steht.

Beim Eintritt ins eigentliche Städten bleiben wir wohl kurz vor der katholischen Kirche überrascht stehen: der Blick auf den etwas tiefer gelegenen Ring hinab erschließt

uns eins der altertümlichsten Städtebilder Schlesiens. Die hier zu unserer Linken beginnenden „Oberlauben“ umschließen in einem flachen Bogen die Nordseite des Ringes mit der feinsinnigen Berechnung der alten Baumeister, die es uns ermöglicht, die Frontseite jedes der Häuser ganz zu überblicken. Und als noch alle diese Häuser dem Ringe ihre Spitzgiebelseite in ihrer alten Beschaffenheit zukehrten, das eine schmal, das andre breit, jedes ein ausgeprägtes Individuum von besonderer Eigenart, jedes mit eigenartigem Bogengange seine Vorderfront stützend, jedes durch ein reizvolles Holz-, Stein- oder Eisengeländer seinen Laubengang abgrenzend, alle aber mit- breiter, vorgekragter Freitreppe zum Marktplatze hinuntersteigend, damals, ehe diese schöne, trotz aller Mannigfaltigkeit doch einheitlich wirkende Stilgeschlossenheit durch die scheußlichen, rechtwinklig und gradlinig nach oben abschließenden Erneuerungsbauten einer künstlerisch gottverlassenen Zeit noch nicht verunstaltet waren, muß dieser Laubenbogen schlechthin architektonisches Entzücken geweckt haben. Und auch jetzt noch, besonders, wenn im Herbst die schönen, alten Kastanien vor der katholischen Kirche über den alten steinernen Pfeilern, die wuchtige eiserne Ketten gleich Festgewinden verbinden, goldrot leuchten, wenn an diesen vollen Baumkronen vorüber der Blick an der sanft geschwungenen Laubenfront entlang gleitet, hin zum Rathaus, dessen spitzer Turm einen trefflichen Mittelpunkt des ganzen Ringbildes abgibt, vorüber an der dichten Baumgruppe, unter der ein Zierbrunnen mit der Statue eines lesenden Knaben die Stelle bezeichnet, wo einstmals das erste evangelische Bethaus der

Stadt stand, auch jetzt noch bleibt der Reiz dieses Stadtbildes wohl bei keinem wirkungslos, ganz gleichgültig, ob er es zum ersten Male sieht oder von langer Gewohnheit her kennt. Am wirkungsvollsten aber nach seiner architektonischen Seite ist dies Bild doch, wenn frischer, lockerer Schnee jede Linie, Leiste und Kante, jeden Schnörkel und Vorsprung an diesen Häuserfronten doppelt deutlich hervortreten läßt und herausmodelliert. Und wenn man bei solchem Neuschnee das Städtchen im Vollmondschein durchschlendert, dann ist's einem, als sei eins der Spitzwegbilder aus seinem Rahmen getreten und baue sich um einen her auf. Dies besonders auch in den Unterlauben unterhalb des Ringes, deren Spitzgiebelhäuserchen an der steil abfallenden Straße sich auf ihren Laubenständern zum Teil nur noch mühsam aufrecht halten können. Schief und krumm suchen sie am tiefer stehenden Nachbar Halt; aber zwischen den Fachwerkbalken der Front tragen sie stolz die alten angemalten Sprüche, mit denen sie: trutzig jeden Krittler ihres Aussehens zurückweisen.

Und nun steigen wir bei Sonnenuntergang zur „Richardhöhe" hinauf, deren Waldgehege zur Promenade umgestaltet wurde, und lassen uns auf einer der Bänke nieder, die uns einen ungehemmten Blick auf Burg und Stadt gewähren. Gerade von hier aus kommt es uns recht zum Bewußtsein, wie eng beide zusammengehören. Und wenn auch die Mauern zerfielen, die einstmals das kleine Häuserhäuflein an die thronende Burg banden, die ihm Beschützerin und Beherrscherin zugleich war, und wenn auch heut die Burg in Trümmern liegt, während das Städtlein sich in rüstigem Leben

weiter entfaltet: wir können es im Anblick dieses Bildes nie vergessen, daß Bürgerschutz und Bürgerglück ursprünglich Gaben der stolz auf ihrem Felsen thronenden Feste waren.